

Inhalt

Interview mit Prof. Hennig Scheich über Kunst und Kultur	1
Debatte: Prof. Harald Müller zur Diskussion über die Leitkultur	3
Ist Europa noch zu retten?	6
Gedanken am Rande der Ausstellung „Picasso, Malen gegen die Zeit“	9
Gedicht	10
Kinotipp	11



Gespräch

Welche Kultur wollen wir?

Gespräch mit dem Gehirnforscher H. Scheich

Kunst & Wort: Kann man anhand der neusten Erkenntnisse der Neurobiologie die Gehirnregionen nennen, wo die Kunst entsteht?

Hennig Scheich: Zuerst kann man grundsätzlich sagen, dass Gehirne dazu da sind, mit bestimmten Prozessen und mit Gedächtnisfunktionen aus Umweltinformationen Erfahrung zu ziehen. Dabei spielen einige Dinge eine fundamentale Rolle. Beispielsweise sind die Netzfunktionen der Nervenzellen im Gehirn so organisiert, dass Regularitäten erkannt werden. Wir finden eine Fülle an Mechanismen in allen Sinnessystemen, die diese erkennen und als wichtig wahrnehmen. Und Regularitäten haben, glaube ich, etwas mit Kunst, mit Form gemein. Form beruht auf Regularitäten von Strukturen. In der zeitlichen Domäne sind das Rhythmen, in der visuellen sind das - in der einfachen Form - wiederkehrende bildliche Strukturen...

Kunst & Wort: Und diese Regularitäten erkennen und speichern wir bevorzugt?

Hennig Scheich: Schon wenn Sie die natürlichen Formen der belebten Welt betrachten, finden Sie unzählige Regularitäten. Tiere, Pflanzenteile haben beispielsweise eine Symmetrie oder wiederholte Muster, Repetitionen. Das Gehirn ist so gebaut, dass es präferentiell solche Regularitäten erkennt. Es ist nicht auf Zufälligkeiten optimiert.

Kunst & Wort: Das erklärt, warum die klassische Kunst so stark auf Regularitäten basiert.

Hennig Scheich: Die moderne Kunst schafft ihrerseits interessante Gegensätze zwischen Regularitäten und Nicht-Regularitäten.

Kunst & Wort: Das wäre für mich das besondere Merkmal der Übergangsperiode zwischen der klassischen und der zeitgenössischen Kunst, als die Künstler viel mit Symmetrien, Rhythmen, mit Regularitäten experimentiert haben...

Hennig Scheich: ...und sie auch bewusst verletzt haben.

Kunst & Wort: Viele zeitgenössische Künstler sind noch weiter gegangen und verpönen alle Muster, die unser Gehirn sucht, wieder erkennt und als wohltuend empfindet. Und tatsächlich wird diese Kunst als unschön wahrgenommen.

Hennig Scheich: Es besteht eine unmittelbare Beziehung zwischen solchen Regularitäten und dem ästhetischen Empfinden. Wir wissen nicht so genau, wo Ästhetik im Gehirn entsteht, aber sie hat sicher etwas mit der Eigenschaft zu tun, bevorzugt aus Regularitäten und nicht aus Zufälligkeiten Informationen zu ziehen.

Kunst & Wort: Kann man die Prozesse beschreiben, die beispielsweise im Mozarts Gehirn stattfinden mussten, als er sein *Requiem* komponiert hat?

Hennig Scheich: In gewisser Weise schon. Sie sind immer sehr eng an die Sinnesmodalität gebunden. Bei Musik ist das zuerst mal - ganz simpel - die Tonfolge, in der bestimmte Regularitäten auftauchen und Figuren ergeben. Es gibt eine interessante Korrelation zwischen mathematischen und musikalischen Talenten: große Mathematiker hatten Affinität und oft sogar Talent für Musik. Das zeigt, was hier allgemein ist: die Fähigkeit zum Komplex-Figuralen, was immer Regularitäten enthält: in mehreren Schichten, hierarchisch, extrem komplex in den Bezügen...

Kunst & Wort: Wie weit sind das bewusste und wie weit unbewusste Prozesse?

Hennig Scheich: In der Großhirnrinde, dem so genannten Corex (wo die bewussten Denkprozesse statt finden), ist die Organisation, die auf Erkennung solcher Regularitäten zielt, extrem ausgebaut. Das muss nicht immer etwas mit dem expliziten Bewusstsein zu tun haben. Auch Tiere erkennen solche Muster. Wir können noch nicht endgültig sagen, wie Bewusstsein entsteht.

Wir wissen aber, dass Bewusstsein von der Interaktion verschiedener Cortex-Areale abhängt: der sensorischen Areale aber auch hierarchisch höher stehenden Bereiche, wie beispielsweise das Stirnhirn und das Parietallhirn, wo übergeordnete Analyse- und Synthesemechanismen eingesiedelt sind. Aber wir sollen nicht den Fehler machen, Kunst zu sehr als Funktion der Bewusstseinzustände zu sehen.

Kunst & Wort: Das hätten die Künstler wahrscheinlich auch nicht akzeptiert.

Hennig Scheich: Die kreativen Prozesse sind zwar an den Cortex gebunden, aber sicher nicht immer bewusst. Sie sind allerdings bewusstseinsfähig, können also bewusst gemacht werden. Aber ob das Erkennen von Schönheit, von interessanten formalen Aspekten immer an das Bewusstsein gebunden ist, das möchte ich sehr in Frage stellen. Eher im Gegenteil, weil Bewusstsein immer ein analytischer Zustand ist. Wenn man sich etwas bewusst macht, zerlegt man Dinge und setzt sie in Beziehung. Ich glaube nicht, dass das im kreativen Prozess vordergründig ist, besonders, wenn man alle Schichten eines Kunstwerks betrachtet.

Kunst, die ganz explizit geschaffen wird, ist deswegen nicht so interessant. Es gibt eine Tendenz, dass Kunst immer mehr Erklärungsbedarf und am Schluss vielleicht nur eine Deklaration wird. Man kann heute alles zu Kunst erklären. Die Erklärung ersetzt sogar oft das Werk.

Kunst & Wort: Künstler aller Zeiten sprechen über Eingebung, Muse, eine Kraft, die von außen einwirkt. Meinen sie damit de facto ihr limbisches System, Unterbewusstsein, Gefühle?

Hennig Scheich: Große Kunst ist eine Mischung aus limbischen, subcortikalen und kortikalen Prozessen und keineswegs nur bewusst. Es gibt ja die Theorie, dass die rechte Hemisphäre kreativ ist und die linke nicht. So einfach ist das nicht, aber die rechte Hemisphäre scheint ihre Stärke im Erkennen von ganzheitlichen Zusammenhängen zu haben, während die linke einen leichten Vorteil bei der Analyse hat. Aber niemals arbeitet eine Hemisphäre allein. Sie interagieren ständig miteinander und möglicherweise kann die eine gerade in der Interaktion mit der anderen ihre besonderen Fähigkeiten entfalten.

Das limbische System spielt eine große Rolle beim Wohlbefinden, was viel mit der Ästhetik zu tun hat. Oder auch mit Dissonanz, die Menschen empfinden.

Kunst & Wort: Nun sind diese Prozesse im Zuge der Evolution entstanden. Kann man die menschliche Kultur aus den neurobiologischen Vorgängen unserer Gehirne ableiten? Ist sie ein notwendiges Resultat eines Prozesses?

Hennig Scheich: Ich glaube schon. Unsere Kultur hat natürlich mit erheblicher Zunahme von komplexen kognitiven Prozessen in den Individuen zu tun, aber sie ist ganz sicher vorangetrieben durch Sozialisationsprozesse. Diese spezielle Mischung von extrem ausgebildeter Individualität (mit extrem langen Reifeprozessen) und von extrem komplex zusammengesetzten Gruppen (in denen multiple, äußerst komplexe Bezüge vorhanden sind) hat unsere Kultur vorangetrieben. Und sie hat zur Entwicklung der Sprache geführt, die eine Notwendigkeit zur Weiter-

entwicklung einer solchen sozialen Gruppe ist. Bei unseren nächsten Verwandten ist das noch vorwiegend visuelle Kommunikation: Mimik, Gestik, Körperhaltung, Imitation. Der Übergang zur akustischen Kommunikation ist ein genialer Schachzug der Evolution. Diese Art der Kommunikation hat mehrere Vorteile: die Hände werden befreit, man muss auch nicht ständig hinschauen. Aber das Wichtigste ist, dass die akustische Kommunikation grundsätzlich etwas Symbolhaftes hat. Das Anschauen von etwas gibt uns ein Objekt wieder. Ein Geräusch hat aber nur ein Hinweischarakter. Die Bedeutung wird dadurch nicht direkt erfasst. Und genau das wird in der Sprache genutzt. Worte sind Symbole, Kategorien, Konzepte. Sprache hat die Evolution geradezu katapultiert.

Kunst & Wort: Heute beobachten wir allerdings gerade eine Zunahme der visuellen Reize. Auch schon im frühen Kindesalter...

Hennig Scheich: Im Kern machen wir damit einen evolutiven Rückschritt. Das ist meine tiefste Überzeugung.

Kunst & Wort: Es wäre der erste Rückschritt der Evolution.

Hennig Scheich: Es ist die Frage, ob menschliche Entwicklung noch eine echte Evolution ist. Wir geben nicht mehr bevorzugt die Gene der Fittesten in irgendeiner Anpassungsperspektive weiter. Wir tun doch alles, um die Selektionsprinzipien, die in der Evolution galten, auszuschalten. Die Behauptung, dass wir noch eine biologische Evolution durchmachen, halte ich für einen Witz. Die Entwicklung findet jetzt in der Kultur statt.

Kunst & Wort: Und damit kann sie in jede Richtung gehen?

Hennig Scheich: Und sogar zu einem Rückschritt führen.

Kunst & Wort: Ich erinnere mich an die Zeichentrickfilme meiner Kindheit und vergleiche sie mit den heutigen. Heute sind die Bewegungen überzogen, schlagartig, verkürzt und die Reaktionen der Helden extrem. Damit wird die Aufmerksamkeit des Betrachtes, des Kindes in diesem Fall, erregt.

Hennig Scheich: Ich nenne das das kleine-Katzen-Syndrom. Sie können eine kleine Katze (ich bin Katzenliebhaber und habe zu Hause fünf Katzen) mit einem Stock, an dessen Ende sie etwas Bewegliches befestigen, Stunden lang beschäftigen. Sie wird regelrecht „hypnotisiert“, gefesselt. Das gleiche passiert mit kleinen Kindern wenn sie vor einem Bildschirm sitzen.

Kunst & Wort: Wir wissen doch, dass die menschliche Persönlichkeit in Alter von fünf Jahren zu etwa drei Viertel festgelegt ist. Welche Menschen werden aus diesen Kindern?

Hennig Scheich: Das ist es, was mir große Sorge bereitet. Was mit den Kindern, die unter einem dominanten Einfluss von solchen visuellen Reizen aufwachsen, passiert, ist möglicherweise gruselig. Deren neuronale Netzwerke werden geprägt auf schnelle,

abwechslungsreiche Vorgänge. Wir sehen schon in der neurologischen Praxis, dass das Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom zunimmt. Diese Kinder können nicht mehr aushalten, wenn etwas stationär ist und man darüber nachdenken muss.

Unsere bisherige Kultur basiert auf Sprache und allgemein auf Symbolen. Dazu benötigt man Vorstellungskraft. Wenn Kinder nur visuelle Medien konsumieren, brauchen sie keine Vorstellungskraft und Fantasie - diese werden abtrainiert. Auch das kann auf Dauer fatal sein.

Kunst & Wort: Und es ist zu erwarten, dass diese Medien in der Zukunft noch suggestiver werden, beispielsweise dreidimensional. Wir sprechen schon heute von virtuellen Realitäten.

Hennig Scheich: Das, was wir bisher in der Vorstellung hatten, wird dann durch solche virtuellen Realitäten ersetzt. Und zum Schluss brauchen wir keine Vorstellungskraft mehr.

Kunst & Wort: Dass solche virtuellen Realitäten für kommerzielle Zwecke ausgenutzt werden, liegt auf der Hand. Dabei wird aber der Mensch geformt.

Hennig Scheich: Es ist eine Manipulation, die die gesamte Einstellung des Menschen verändert. Erwachsene können damit sicher noch umgehen, aber ich warne eben vor dem zunehmenden Einfluss auf die Kinder. Es gibt eine lineare Korrelation zwischen der Schulleistung und der vorm Fernseher und vor den Spielgeräten verbrachten Zeit, u.z. negative. Die Möglichkeit zur Fixierung von Informationen ins Langzeitgedächtnis ist relativ begrenzt: Es kann nicht beliebig viel von dem, was man am Tage aufnimmt, auf Dauer verankert werden. Dafür braucht das Gehirn übrigens auch Ruhephasen.

Kunst & Wort: Nun ist das keine Manipulation durch Einzelne. Unsere ganze Zivilisation entwickelt sich in diese Richtung.

Hennig Scheich: Es ist nicht mal gewollt, glaube ich. Es gibt noch keine guten Studien dazu, aber schon allein, wenn man den Verdacht äußert, bewirkt man helle Aufregung. Ich war neulich bei einer Veranstaltung zu diesen Themen und wurde dort von manchen Sendern regelrecht beschimpft, als ich die Sucht nach den Einschaltquoten anprangerte. Man warf mir vor, dass ich gegen deren Geschäftsprinzipien auftrete. Ja, das tue ich. Ich halte es für unmoralisch, in diese Ziele noch relativ wehrlose Kinder einzubeziehen.

Kunst & Wort: Es gibt also einen begründeten Verdacht. Die zukünftigen Studien werden ihn wahrscheinlich bestätigen. Was können wir dagegen tun?

Hennig Scheich: Verbote und Regelungen sind unrealistisch. Ich glaube, dass wir Gegenpole bilden müssen. Beispielsweise das Buch und den Hörfunk stärken. In Kindergärten vorlesen und in Schulen mehr lesen lassen und damit Gewohnheiten etablieren.

Kunst & Wort: Wenn sich unsere Kultur potentiell in verschiedene Richtungen entwickeln kann und wir den Überhang der visuellen Medien als eine potentielle Gefahr für diese Kultur ansehen, ist das doch Grund

genug, um aktiv zu werden. Die Frage ist: welche Kultur wollen wir?

Hennig Scheich: Dafür müssen wir uns bewusst machen, was unsere Kultur ausmacht. Deswegen finde ich die Initiative von Frau Schavan, das Jahr 2007 zum Jahr der Geisteswissenschaften zu erklären, so wichtig. Das wird hoffentlich zu Diskussionen über solche Zusammenhänge führen. Es ist merkwürdig, dass diese Themen aus dem Bereich der Hirnforschung kommen müssen.

Kunst & Wort: Sie haben den Vorteil der naturwissenschaftlichen Objektivität. Aber Sie haben natürlich Recht: Zuerst muss man sich bewusst werden, welche Elemente für unsere Kultur substantiell sind, und erst dann darüber nachdenken, wie die Änderungsprozesse beeinflusst werden sollen. Es geht dabei nicht um Wenig. Man müsste also eine große Diskussion in der Gesellschaft erwarten.

Hennig Scheich: Würde ich meinen. Und die sollte man auch anzetteln!

Prof. Dr. med. Henning Scheich leitet als Wissenschaftlicher Direktor das Leibniz-Institut für Neurobiologie in Magdeburg.

Das Interview wurde geführt von Andreas Sternowski.



Debatte

Dialog der (Leit-) Kulturen

Harald Müller

Prof. Dr. Harald Müller ist Geschäftsführendes Mitglied des Vorstands der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung und Professor für Internationale Beziehungen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a.M. und Buchautor – das letzte Buch „Weltmacht Indien, wie uns der rasante Aufstieg herausfordert“ ist kürzlich im Fischer Taschenbuch Verlag erschienen.

Im folgenden Artikel befasst er sich mit der bisherigen Debatte über die deutsche Leitkultur und gibt einen interessanten Anstoß, der diese Debatte in die richtige Bahn lenkt.

Fünf Thesen zur Leitkultur

These I: Die Forderung nach der Leitkultur reagiert - wenn auch falsch - auf ein reales Problem.

Das demokratische Gemeinwesen kann sich nicht auf Zwang stützen. Vielmehr bedarf es der wenigstens "diffusen Unterstützung" durch die Bürger. Dieser Grundkonsens baut sich auf den Leistungen des Gemeinwesens für die Bürger auf, auf die Sicherung von Wohlfahrt und Freiheit. Die Bürgerinnen und Bürger müssen aber auch zwischenzeitliche Leistungsmängel aushalten können, sie müssen ertragen, dass nicht alle ihre Wünsche erfüllt werden, und sie müssen als Wahlvolk

tolerieren, dass die „eigene“ Partei verliert und die „anderen“ gewinnen. Die Stabilität der Demokratie ist damit voraussetzungsvoll, da sie sich nicht allein auf die Stimmung des Augenblicks stützen kann, sondern eine langfristige Bindung der Bürgerinnen und Bürger benötigt. Das geht nicht ohne eine grundlegende Übereinstimmung über die Werte. Demokratie ist stets nur stabil auf der Basis einer Wertegemeinschaft.

Die Zustimmung zu Grundwerten muss enttäuschungsfest gegenüber allfälligen Veränderungen sein. Davon hatten die Menschen in den vergangenen zwei Jahrzehnten allerhand zu ertragen: Das Ende des Ost-West-Konflikts, die Einigung Deutschlands, die fortschreitende Europäisierung der Politik, die Globalisierung der Wirtschaft mit ihren Chancen, aber auch mit ihren Verwerfungen, schließlich die angestiegene Zuwanderung, die die Menschen im Alltagsleben mit dem (oft vermeintlich) „Fremden“ konfrontiert. Die hergebrachten Werte werden dadurch herausgefordert. So verlieren beispielsweise Bodenständigkeit und Heimatverbundenheit ihre Wertigkeit gegenüber einer immer energischer geäußerten Forderung nach Mobilität. Identitätsverluste treiben stärkere Abgrenzungsbedürfnisse hervor, Arbeitsplatzwettbewerb und soziale Existenzängste vergrößern die Empfindlichkeit gegenüber den „Fremden“.

In dieser Lage gibt es einen erheblichen Integrationsbedarf der in Deutschland lebenden Menschen. Die Ost-West-Integration ist noch lange nicht abgeschlossen. Aussiedler, aber auch den demokratischen Werten entfremdete Deutsche - namentlich das rechtsradikale Potential unter den Jugendlichen - muss hier genannt werden. Sie sind weitaus stärker desintegriert als ein guter Teil der Einwanderer. Aber natürlich sind auch hier - von der Sprache bis zur Wertorientierung - bedenkliche Defizite zu vermerken. Verwunderlich sind sie jedoch nicht, hat doch eine der großen Volksparteien erst vor wenigen Jahren entdeckt, dass Deutschland vielleicht doch ein Einwanderungsland sei. In dieser Lage erscheint das Konzept „Leitkultur“ als eine Art Rettungsanker.

These II: Was mit Leitkultur eigentlich gemeint ist, bleibt unklar.

Hier sind einige bunt zusammengewürfelte Definitionselemente aus den Debatten der letzten Jahre: Der vermutliche Urheber des Begriffs, Bassam Tibi - der mittlerweile dabei ist, in die USA auszuwandern -, sprach von europäischer Leitkultur und beklagte sich darüber, dass die deutsche Diskussion das „europäische“ unter den Tisch fallen lasse. Alfred Grosser befürwortet den Begriff der Leitkultur, erklärt aber, anders als europäisch sei diese heute gar nicht mehr zu denken. Friedrich Merz sprach von „deutscher Leitkultur“, ohne das näher zu bestimmen. Laurenz Mayer sagte: „Es geht um unser Land. Frankreich hat die französische Leitkultur, Italien die italienische - warum sollen wir nicht die deutsche in unserem Heimatland haben?“ Thomas Goppel äußerte sich im selben Sinn: Leitkultur setze die Akzeptanz der christlich geprägten, deutschen und europäischen Werteordnung voraus.

Bernhard Mihm, der frühere Frankfurter Stadtverordnetenvorsteher hielt das „christliche Abendland“ für einen elementaren Bestandteil. Ein Herr Gassen vom Christlich-Konservativen Arbeitskreis in Hessen erläuterte „Das deutsche Volk hat sich in seiner Verantwortung vor Gott

eben diese Verfassung gegeben und nicht in Verantwortung vor Jahwe, Mohammed oder sonst jemandem.“ Der bayerische Innenminister Beckstein führte aus, unter Leitkultur verstehe er, dass es keine Minarette in einem oberbayerischen Dorf geben könne, dass gleichzeitig aber gerade türkische Frauen in Deutschland mindestens so viel zu sagen haben müssten wie ihre Männer - diese Auffassung schlägt sich in der Behinderung des Baus einer Großmoschee in München durch das bayrische Bauministerium in unseren Tagen wieder nieder. Im Gegensatz dazu mahnten etwa Dieter Oberndörfer und Heiner Geißler, dass Leitkultur Verfassungskultur sei und nicht mehr: Die Werte, um die herum sich das demokratische Gemeinwesen gruppiert und die daher auch im Mittelpunkt von Integration stehen müssen, seien die des Grundgesetzes. Diese mahnenden Stimmen blieben in der aufgeregten Debatte aber eher einsam.

Lässt man diese Diskussion Revue passieren, so lassen sich die folgenden Kennzeichen des Konzepts „Leitkultur“ festhalten: Ein Wertekanon soll es sein, der einen gewissermaßen historisch errungenen Schatz deutscher Kulturgeschichte fixieren soll. Den Einwanderern soll eine Bekenntnis zu diesem Werteverständnis abgenommen werden, das ausdrücklich über die Beachtung gesetzlicher Vorschriften hinausreicht. Die politische Klasse hält sich für zuständig, Leitkultur zu definieren und durchzusetzen.

These III: Die im Begriff Leitkultur angelegte Vorstellung von Kultur ist statisch, was der historischen Wandelbarkeit von Kulturen diametral widerspricht.

Kulturen sind in ständigem Wandel begriffen. Ob man diesen Wandel organisch (Jugend/Hochphase/Alter/Verfall; etwa bei Toynbee, Spengler, Sorokin), progressiv-zivilisatorisch (Elias), differenzierungstheoretisch (Parsons, Luhmann) begreift, spielt dabei keine Rolle: Kulturen bleiben nicht, wie sie sind. Sie sind nicht fixierbar. So meinte etwa „Familie“ im neunzehnten Jahrhundert im Deutschen Reich die fast unbegrenzte Verfügungsgewalt des „Familienvaters“. Ihm gehörte das Vermögen, er hatte die Vormundschaft über die unverheirateten Töchter (und seine unverheirateten Schwestern, sofern sie in seinem Haushalt lebten). Dass Gewalt in der Ehe weitgehend straflos blieb, trat kennzeichnend hinzu. Homosexualität war strafbar, außereheliche Beziehungen zwar häufig, aber gleichfalls rechtlich sanktioniert. Diese gesamte juristische Hülle ist gewichen - zuletzt ist in unseren Tagen, endlich, die Vergewaltigung in der Ehe strafbar geworden. Die Familie ist nach wie vor grundgesetzlich geschützt - aber wie anders sind die heutigen „Familienwerte“ gegenüber denen, die drei, vier Generationen zuvor noch gegolten haben!

Um ein harmloseres Beispiel zu wählen: Die Esskultur hat sich von Grund auf geändert. Die mediterrane Zuwanderung hat das Straßencafé und das Straßenlokal zu einer ubiquitären Erscheinung gemacht. Basilikum, Rosmarin, Salbei, Oregano, in den fünfziger Jahren nur im „Kolonialwarenladen“ zu haben, sind heute normale Kräuter der deutschen Küche. Die enorm erweiterte Variation in den Essgewohnheiten fällt zugleich mit einer Verarmung der häuslichen Küche zusammen. Die raffinierte und zeitintensive Zubereitung von Gerichten zu Hause weicht dem eiligen Konsum von Fertiggerichten. Das eigentliche kulinarische Vergnügen findet mehr und mehr beim „Dining out“ statt.

In der Unternehmenskultur ist der „rheinische Kapitalismus“ mit dem umfassenden Verantwortungsgefühl gegenüber Eigentümern, Belegschaft, Standort und Vaterland dem neoliberalen Ideal des *Shareholder Value* gewichen. Anstelle des Familienunternehmers tritt der Manager oder der Investor mit einer verhältnismäßig kurzen Verweildauer im Unternehmen und dem Augenmerk auf der Maximierung der Vierteljahresergebnisse. Die Reduzierung von Belegschaften ist ein wesentlicher Grund für die Wertsteigerung von Unternehmensanteilen, gesunde Unternehmensteile werden abgestoßen, um die kurzfristigen Erträge zu steigern. Die in diesen Veränderungen sich niederschlagenden Grundorientierungen wären etwa für die Unternehmergeneration der Gründerjahre, aber auch der fünfziger Jahre kaum nachvollziehbar gewesen.

Kulturen wandeln sich also durch ihre eigene Dynamik. Sie wandeln sich aber auch durch Berührung mit anderen Kulturen. Eine besonders intensive Berührung entsteht durch (Aus- und Ein-) Wanderungsbewegungen. Die Kultur des Einwanderungslandes ändert sich dabei, aber in geringerem Umfang und in langsamerem Rhythmus als die Kultur der Einwandernden (es sei denn, diese bildeten in verhältnismäßig kurzer Zeit die Mehrheitsbevölkerung). Wie sich das Verhältnis im einzelnen gestaltet, ist „von oben“ kaum zu steuern. Es handelt sich vielmehr um eine Unzahl von Mikroprozessen auf der Ebene von Individuen, Familien, Gruppen etc.. Sowohl die Vorstellung einer unbedingten Widerständigkeit der Kultur des Einwanderungslandes gegenüber Einflüssen der Neubürger als auch die Möglichkeit, die Assimilation letzterer quasi von Amts wegen zu verordnen, sind gegenüber den Kontingenzen kultureller Veränderungen völlig realitätsfremd.

These IV: Die Leitkulturdebatte verzerrt die Kulturgeschichte des „christlichen Abendlandes“ und verkennt, dass die heute geltende Werteordnung eine junge Errungenschaft ist, die vielfach gegen den Widerstand der Kirchen durchgesetzt werden musste.

Eine der kulturellen Lebenslügen unserer Gesellschaft ist die Behauptung, die liberalen Grundwerte der westlichen Demokratie seien wesensmäßig im Christentum verwurzelt. Wenn das so wäre, müsste man sich doch einmal fragen, warum die Kirchengeschichte dann (bis in unser Jahrhundert herein) die meisten Jahrhunderte in völliger Harmonie mit undemokratischen Herrschaftsformen und mit einer Standesgesellschaft auskam, in der Menschenrechte (etwa in Gestalt der Leibeigenschaft oder des *jus primae noctis*) auf gröbste Weise missachtet wurden. Man müsste sich auch fragen, warum die Aufklärung, die die Geburtsstunde des modernen liberalen Denkens einschließlich des Menschenrechtsgedankens war, Millimeter für Millimeter den Kirchen, und zwar der katholischen ebenso wie den protestantischen Landeskirchen, abgerungen werden musste. Vor mehr als einhundert Jahren erinnerte Jakob Burkhardt, daran, dass das Christentum bei seiner Ausbreitung „kein Verbrechen gescheut“ und sich der Entfaltung der individuellen Freiheit mit aller Macht entgegengestemmt habe. Alfred Grosser hat vor einigen Jahren bemerkt, dass die Menschenrechte, die in den Konzilstexten und den Sozialenzykliken von Papst Johannes Paul II. ständig hervorgehoben wurden, durch die Jahrhunderte fast immer gegen die Kirche errungen werden mussten.

Das Christentum war aufgrund der vielfältigen Interpretationsfähigkeit der Bibel - die es mit anderen, gleichermaßen vielfältigen Buchreligionen teilt - anschlussfähig an die humanitären Werte der Aufklärung. Es war indes nicht ihre Quelle. Die Umstände, die die Aufklärung in Europa möglich machten, waren ungemein glückliche. Die erste Bedingung war, dass Staat und Kirche niemals verschmolzen oder in eine klare Hierarchie zueinander traten. Die Möglichkeiten dazu bestanden durchaus, und beide Teile schreckten vor kräftigen Versuchen dieser Art nicht zurück, vom Investiturstreit, über den Gang nach Canossa bis hin zum „Kidnapping“ der Päpste durch die französische Krone. Beide Mächte behaupteten sich jedoch letztlich unabhängig. Das war der erste Schritt zu einem ideologischen Pluralismus. Der zweite Glücksfall war der Pluralismus der europäischen Herrschaftsgebiete. Es gab eben kein vereinheitlichendes Imperium, sondern einen pluralen Wettbewerb von Herrschaften, die sich dementsprechend autonom entwickeln und eben auch eigene Blüten (wie den frühen Humanismus und die Renaissance in den italienischen Stadtstaaten) hervortreiben konnten. Der dritte Glücksfall war die Unfähigkeit der deutschen Krone, sich gegenüber den Fürsten durchzusetzen und - im Windschatten des Scheiterns der Universalmonarchie - das Gedeihen kleinerer, nichtmonarchischer Staatswesen wie der Schweiz und der Niederlande am Rande des Deutschen Reiches ermöglichte. Beides, die Selbständigkeit der Fürsten und die der europäischen Kleinstaaten, war die Bedingung für das Überleben der Reformation und damit einen beginnenden Pluralismus der Weltanschauungen, in dessen Rahmen sich dann der Toleranzgedanke schrittweise entwickeln konnte.

Fazit: Es gibt keine lineare Linie von der Bibel zur Erklärung der Menschenrechte. Wo Staatsmacht und Religion eine ähnliche Symbiose eingingen, wie bei den Taliban oder in Saudi-Arabien, waren die Folgen genauso finster: Das Spanien der Inquisition ist dafür das singuläre Beispiel der europäischen Geschichte. Die Evolutionschance, die das Christentum unter günstigen Umständen nutzte, ist auch einer großen Weltreligion wie dem Islam einzuräumen.

These V: Die Forderung an die Einwanderer, jenseits von Grundgesetz und der Einhaltung von zivil- und strafrechtlichen Vorschriften Bekenntnisse zu weitergehenden Werten abzulegen, ist illegitim und widerspricht selbst Grundwerten der deutschen Verfassung.

Die meisten Definitionen von Leitkultur enthielten über das Grundgesetz hinausgehende „Werte“ mit ethnisch-nationalen, christlich-abendländischen oder nicht näher bestimmten, vagen Varianten. Das Grundgesetz enthält einen unveränderbaren Normenkatalog, der für alle in Deutschland lebenden Menschen gilt. Er ist dementsprechend für alle Religionen, Organisationen usw. verbindlich. Wo Orientierungen diesem Katalog widersprechen, ist in der Tat Anpassung erforderlich, von ethnisch Deutschen wie von Einwanderern. Strafrecht und Zivilrecht enthalten in diesem Rahmen Verhaltensvorschriften, die gleichfalls verbindlich, indes auf parlamentarischem Wege veränderbar sind.

Alle darüber hinausgehenden Orientierungen sind im demokratischen Gemeinwesen privat, Sache der individuellen Entscheidung, genauso wie die Gestaltung des Familienlebens. Es gibt keinen legitimen Prozess, mit dem

die Gesellschaft einzelnen oder Minderheiten solche Wertorientierungen vorschreiben oder gar Bekenntnisse dazu abfordern könnte. Diese Trennung eines gesetzlich fixierten Wertekatalogs und der Privatheit der Gesinnung ist die unverzichtbare Bedingung von Freiheit. Dazu hat Heiner Geissler gesagt: „Die Konzeption des Schmelztiegels hat etwas Gewalttätiges und Rohes, Egalitäres, Diktatorisches. Dies gilt im übrigen auch für manche Integrationsvorstellungen meiner Parteifreunde, wenn nach ihren Vorstellungen Muslime nur Kirchenglocken, aber nicht den Ruf des Muezzin hören dürfen. Eine total assimilierte Gesellschaft ist nicht demokratisch.“

Der Staat hat sich daher auf die Verteidigung des Grundgesetzes und die Durchsetzung der Rechtsordnung zu beschränken. Welche Werte *gesellschaftlich* gelten und was die Bürgerinnen und Bürger denken und fühlen, geht ihn nichts an. Die unveräußerlichen Rechte der ersten 20 Artikel des Grundgesetzes sind aus gutem Grund überwiegend als Abwehrrechte der Einzelnen gegen den Zugriff des Staates konstruiert.

Man muss sich das Ganze auch einmal praktisch vorstellen: Wie soll den Einwanderern Gesinnung abgefragt werden, die sich nicht in der Einhaltung der Gesetze und der Grundgesetzkonformität ihrer gesellschaftlichen und politischen Aktivitäten äußert? Brauchen wir dann ein Bundeskulturamt mit Prüfungsbefugnis? Benötigen wir Leitkulturblockwarte oder vielleicht Gewissensprüfungsausschüsse wie früher bei den Kriegsdienstverweigerern? Sind nicht die absurden Fragebögen, deren Ausfüllung sich die Einbürgerungswilligen hingeben müssen, schon absurd genug, mit Fragen, an denen vermutlich fünfundsiebzig Prozent der deutschen „Stammbevölkerung“ scheitern würden. Vielleicht wäre es demonstrationshalber nützlich, ein von Günter Jauch geleitetes Fernsehquiz einzurichten mit dem Titel „Wer wird Deutscher?“ statt „Wer wird Millionär?“.

Wir haben in Deutschland in zwei Diktaturen Erfahrungen mit kulturellen Vorschriften und Gesinnungskontrolle gemacht. Die Folgerung sollte klar sein: Es geht immer schief, wenn der Staat sich dort einmischt. Wie Dieter Oberndörfer bemerkt hat: „Gemeinsame Werte aber, die die Bürger vielleicht verbinden, können nicht per Dekret verordnet werden.“

Schlussfolgerungen

Die Forderung nach einer Leitkultur - so wie sie in unserem politischen Diskurs eingeführt worden ist - ist eher geeignet, die Gesellschaft weiter zu spalten und Integration zu behindern, als sie zu fördern, weil sie Ausgrenzungsprozesse in Gang setzt oder verstärkt. Den Einwanderern in „Integrationskursen“ die Gelegenheit zu geben, deutsche Sprache, Geschichte, Verfassung usw. kennen zu lernen, ist sinnvoll und zu begrüßen (sie wird den Nebeneffekt haben, ihre Wettbewerbsfähigkeit gegen das schwächste Segment des ethnisch-deutschen Arbeitsmarktes zu stärken). Dass die Verleihung der Staatsbürgerschaft Sprachkenntnisse und das Bekenntnis zum Grundgesetz voraussetzt, ist akzeptabel (man wünschte sich das allerdings für manche „Alt-deutsche“ auch).

Über die Werte, die wir in diesem Land verwirklichen wollen, brauchen wir eine breite Debatte. Sie ist nicht Sache des Staates, sondern der Zivilgesellschaft. Sie ist

auch pluralistisch. Die ethnisch-deutschen und christlich-abendländischen Teilnehmer an dieser Debatte – die Mehrheit – habe darin nicht die Stelle von Zensoren oder Oberlehrern, sondern die von Diskursteilnehmern. Es geht nicht nur ums Reden, sondern ebenso auch ums Zuhören. Denn von den Werten, die die Einwanderer mitbringen, lässt sich auch lernen (z. B. Almosenpflicht im Islam, Distanz vom blinden Konsum im Buddhismus, die Pflichterfüllung und die Verantwortlichkeit gegenüber der eigenen Familie im Konfuzianismus). Dieser Aspekt des Kennenlernens und wechselseitigen Lernens lag im übrigen Altbundespräsident Roman Herzog in seinem leidenschaftlichen Bemühen um einen „Dialog der Kulturen“ besonders am Herzen.

Sollte die mit dem Reizbegriff „Leitkultur“ ausgelöste Debatte in einen solchen breiten, von wechselseitigem Interesse und Toleranz bestimmten gesellschaftlichen Diskurs münden, so könnte etwas, das ganz falsch angefangen hat, schließlich noch ein gutes Ergebnis zeitigen.



Wider den
Strom

Ist Europa noch zu retten?

Gedanken am Rande des Buches von Walter Laqueur*

Wie weit zurück sollen wir denken? Bis zu den Erfolgen des Kapitalismus und zu der technologischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts? Bis zur Aufklärung? Bis zu den Anfängen der parlamentarischen Demokratie in England? Bis zur Renaissance? Bis zum Römischen Imperium oder bis zum antiken Griechenland? Wie weit wir auch zurückblicken wollen, sehen wir einen starken, dominierenden Kontinent, der die menschliche Zivilisation zur präzedenzlosen Entwicklung gebracht hat: in der Kunst, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft. Ist die Energie, die die europäische Gesellschaft und Ökonomie, die europäische Kultur vorangetrieben hat, zu Ende? „Ja“, sagt Walter Laqueur in seinem kürzlich auch auf Deutsch erschienenen Buch „Die letzten Tage von Europa“. Die Symptome, die er beschreibt, sind unstrittig und seine Diagnose fällt eindeutig aus. Aber er bietet keine Therapie. Müssen wir uns mit dem Niedergang abfinden? Dieser kurze Essay sucht nach der Antwort auf diese Frage.

Demographie und Gottesstaat

Die in dem Buch aufgeführte Liste unserer Sünden ist zwar kurz aber schwerwiegend. Die schlimmste ist demographisch: Europa reproduziert sich nicht ausreichend. Die Bevölkerung wird mit ziemlicher Sicherheit stark schrumpfen. Damit wird die andere Sünde verhängnisvoll: die falsch gesteuerte Einwanderung der Muslime. Die Türken in Deutschland, die Araber in Frankreich oder die Pakistaner in Großbritannien bilden nämlich - anders als die Immigranten aus andere Kulturen – Parallelgesellschaften und weil sie zwei bis drei Mal so viele Kinder bekommen als die Stammeinwohner, werden sie im Laufe dieses Jahrhunderts in den meisten europäischen Ländern zur bestimmenden Kraft. Die dritte Sünde sind die zukünftig nicht mehr bezahlbaren sozialen Systeme, die

wegen der Alterung der Gesellschaft und des unzureichenden Wirtschaftswachstums zusammenbrechen müssen. Das Anhalten des Einigungsprozesses macht dabei nur die mangelnde Einsicht der Europäer in ihre Probleme sowie die fehlende Dynamik des Kontinents sichtbar.

Nichts Neues also, aber in dieser Deutlichkeit und auf diese Weise zum ersten Mal zusammengefasst. Das ist auch das einzige Verdienst dieses Buches. Es ist nicht wenig und vor allem bitter nötig. Aber gibt es wirklich keine Rettung? Müssen wir unseren Lebensstil, Wohlstand und vor allem unsere Kultur aufgeben?

Kinder und andere Hindernisse

Wenden wir uns zuerst den einzelnen Problemen zu. Es scheint eine objektiv existierende Gesetzmäßigkeit zu sein, dass die Geburtenrate mit dem wachsenden Wohlstand abnimmt. Warum ist es so? Dafür gib es viele Gründe, so viele, dass man eigentlich genauso gut sagen könnte: „So ist es eben.“. Erstens liegt es in der Natur der Sache, dass wenn die grundlegenden Bedürfnisse des Menschen befriedigt wurden, neue, anspruchsvollere entstehen. Wonach die Europäer heute streben, sind: Selbstverwirklichung, Persönlichkeitsentwicklung und Hedonismus. Kinder braucht man dafür nicht zwingend – umgekehrt, sie beanspruchen doch im erheblichen Masse unsere Zeit, Energie und Mittel.

Eine ganze Reihe von Faktoren hat diese Gesetzmäßigkeit noch verstärkt: Schwangerschaftsverhütung, Emanzipation der Frauen, die endlich die selben Bedürfnisse haben dürfen, und der Fakt, dass der Druck der Gesellschaft auf den Einzelnen, zu heiraten, in der Ehe zu verbleiben, Familie zu haben, weggefallen ist. Da der Mensch offensichtlich nicht monogam ist, werden Bindungen, die man heute eingeht, oft als zeitlich begrenzt angesehen. Für die Erziehung der Kinder braucht man aber zwanzig Jahre. Zusätzlich ist die Anzahl der Rollen und Lebensentwürfe, die in der modernen Gesellschaft zur Verfügung steht, viel größer als in der Vergangenheit. Sie können auch im Laufe eines Lebens mehrmals gewechselt werden. Das kann die Festlegung auf eine Rolle, der des Vaters oder der Mutter, unattraktiv machen. Darüber hinaus hat der Sozialstaat die Verantwortung für die Zeiten übernommen, wenn der Einzelne auf die Hilfe angewiesen ist (Alter, Pflege, Krankheit), so dass man auch ohne Familie zurechtkommen kann.

Viele andere Faktoren erschweren die Situation zusätzlich. Unser Wohlstand erfordert von uns immer mehr Leistung, derer Effektivität auch stets verbessert werden muss. Deswegen ist unsere Zeit, damit auch die Freizeit, zum wichtigsten Gut geworden. Die Entscheidung Kinder großzuziehen ist damit sehr kostspielig, weil zeitintensiv, geworden. Diese Entscheidung wird sowieso immer öfter bewusst getroffen. Und Wissen liefert uns auch Gegenargumente. Das Wissen über die Bedeutung der intellektuellen und emotionalen Entwicklung des Kindes oder die Gewissheit über die Wichtigkeit der guten Ausbildung, die als Resultat der Erziehung herauskommen muss, legt den Eltern eine sehr große Verantwortung auf, die gegen ein zusätzliches Kind sprechen kann. Auch die generelle Zukunftsangst, die aus den mannigfaltigen Bedrohungen für die Welt resultieren kann, ist in vielen Einzelfällen Grund genug, sich gegen die Kinder zu entscheiden.

Kann man diese Faktoren verändern? Die kurze Antwort lautet schlicht: Nein. Sie sind nicht nur entstanden als Resultat eines uns als zwangsläufig erscheinenden Prozesses, sondern sind auch zu begrüßen. Individualismus, Persönlichkeitsentwicklung, Genuss und Glück sind erstrebenswert und gut. Wenn wir in dem beschriebenen Koordinatensystem etwas verändern wollen, müssen wir versuchen, darin neue Dimensionen zu etablieren: Ideen, Ideale, Werte. Materielle und organisatorische Hilfe für die Eltern ist drittrangig und hat lediglich einen begleitenden Charakter.

Auf dem Weg zur neuen Staatsreligion?

Möchten Sie, dass Ihre Kinder oder Enkelkinder in Deutschland (Frankreich oder Belgien) in einer islamischen Gesellschaft leben? Ich nicht. Und dabei urteile ich nicht mal darüber, ob die islamischen Kulturen besser oder schlechter als die europäischen sind. Ich hänge einfach an *unserer* Literatur und Musik, an den Errungenschaften der Aufklärung, an den Lehren aus unserer schwierigen Geschichte, an der Sprache, an unserer Art, die Welt und den Menschen zu begreifen. Natürlich kann sich das Blatt noch wenden. Die Menschen können mehr Kinder bekommen, die Muslime unter uns können sich mit nur einem Kind zufrieden geben oder unsere Kultur übernehmen. Aber auf Wunder zu warten ist mir zu wenig. Was können wir also tun?

Zu aller erst müssen wir unsere lieb gewonnenen ideologischen Brillen absetzen und unsere Probleme nur noch pragmatisch lösen. Es klingt einfach, aber das gerade wird die schwierigste Aufgabe, nicht nur in Deutschland, aber hier besonders. Ich erinnere mich, als ich nach Deutschland kam, fand ich es naiv und sehr unpragmatisch, Menschen in das Sozialsystem immigrieren zu lassen: Polen oder Russen nur, weil ihr Großvater ein Volksdeutscher war oder ihre Urgroßmutter an der Wolga ein Stück Land haben wollte, und arme Leute aus der ganzen Welt nur, weil sie arm waren. Die Intelligenz, die Leistungsträger aus den selben Ländern gingen dann dort, wo sie eingeladen wurden: in die USA oder nach Australien. Später bemerkte ich allerdings auch andere naiven und unpragmatischen Sitten und dachte mir: „Vielleicht kann es sich Deutschland leisten, Geld für seine idealistischen Vorstellungen und Praktiken auszugeben?“. Und das machte die Deutschen so sympathisch und das Land so liebenswert: ein Staat mit Herz, großzügig, human. Bald allerdings begriff ich, dass das Geld doch fehlte. Idealismus kann schön sein und einer der Merkmale der Menschlichkeit, aber wenn es ums Geld geht, kommt man mit gesundem Menschenverstand wesentlich weiter und kann dann am Ende sogar mehr Gutes für die anfänglichen Ideale tun.

Also reden wir offen über die Einwanderungspolitik und nehmen wir uns dabei das Recht, zu entscheiden, wen wir in unser Land einladen und wen wir bei uns nicht dulden möchten - in aller Offenheit und als eine grundlegende politische Aufgabe. Dafür brauchen wir Regeln, die auf ökonomischen, demographischen, gesellschaftlichen und kulturellen Aspekten beruhen, und wirklich nur in Ausnahmefällen moralischer Natur sind. Selbstverständlich ist die Entscheidung nicht immer einfach – hinter jedem Fall verbirgt sich ein Mensch und ein Schicksal, aber wir reden hier über die Regeln, nach denen unsere Gesellschaft gestaltet wird. Oder hat die Politik ein anderes Ziel? Die Einzelentscheidungen sollen uns zwar immer

schwer fallen, aber die Regel unserer Einwanderungspolitik sollen einfach, klar und pragmatisch sein.

Vereinfachen kann uns die Sache ein Postulat, das naturgemäß auch nicht unumstritten sein wird, das uns aber unser Verstand diktiert: Unser Staat ist zuerst für uns da, für die Bürger Deutschlands und Europas. Das bedeutet natürlich nicht, dass diejenigen, die die Staatsbürgerschaft nicht besitzen, keine Rechte haben und als Menschen anders behandelt werden sollen. Aber bleiben wir doch auf dem Teppich. Wenn sie nichts zu essen haben und keinen Dach über dem Kopf, sollen sie zu essen und eine Bleibe bekommen. Aber warum Geld? Wenn sie kriminell oder ingrata geworden sind, muss man sie einfach ausweisen dürfen. Von der anderen Seite, was spricht dagegen, die Regeln unserer Demokratie und unseres Rechts genauso konsequent auf die Immigranten wie auf die Deutschen und Europäer anzuwenden. Jemand, der Scharia oder eine Parallelgesellschaft einführen will, ist automatisch gegen den demokratischen Staat und unser Grundgesetz, oder? (Beispiele der Toleranz und sogar Unterstützung der extremistischen muslimischen Organisationen überall in Europa hat Walter Laqueur in seinem Buch genug aufgezählt.)

Der dritte Punkt, den ich hier hervorheben möchte, ist wieder ein politisches Postulat: Machen wir die Erhaltung und Stärkung der Kultur Europas zu unserem erklärten politischen Ziel. Angesichts der zu geringen Reproduktionsrate werden wir die Einwanderung dringend brauchen. Dabei sollen wir jedoch ein zusätzliches Kriterium einführen: die Fähigkeit und den Willen sich in die deutsche und europäische Kultur zu integrieren und unser Wertesystem zu übernehmen. Dass es möglich ist, zeigen uns weitgehend die Erfahrungen in den USA. Natürlich haben die Einwanderer ihren eigenen kulturellen Hintergrund. Unsere Kultur war allerdings nie statisch und muss sich in der Zukunft, wenn sie ihre Attraktivität behalten soll, noch schneller verändern. Die fremden Einflüsse sind wertvolle Impulse und können uns helfen. Aber sie dürfen nicht zur Bildung von Parallelgesellschaften führen. Dafür ist es notwendig, unser bisheriges permissives Verhalten zu beenden, aber auch unsere eigene Kultur attraktiv für die Immigranten zu machen – unsere Alltagstugenden, allumfassende Kommerzialisierung und Fußball könnten dafür zu knapp gedacht sein.

Wohlfahrt

In dem Wort *Wohlfahrtsstaat* klingt die Fürsorge des Staates: Er soll für seine Bürger sorgen, ihnen soll es wohl gehen. Das Wort beschreibt einen idealischen Zustand und Ideale in der Ökonomie sind teuer. Die Bezeichnung *Sozialstaat* ist sachlicher. Sie bringt zum Ausdruck, dass der Staat auch soziale Aufgaben wahrnimmt. Mit diesem Wort im Munde lässt sich rationaler darüber reden, worum es letztendlich geht: um Einnahmen und Ausgaben und um Umverteilung.

Welche Relevanz hat der Sozialstaat im Kontext des Untergangs Europas? Vielfältige. Zu hohe Hilfen ziehen auch diejenigen Einwanderer an, die keinen Willen oder keine Fähigkeiten haben, durch Leistung zum Geld zu kommen. Übertriebene Umverteilung erhöht den Leistungsdruck auf die Arbeitenden, was durchaus einer der Gründe dafür ist, dass sie weniger Kinder großziehen wollen. Der negative Einfluss auf die Wachstumsraten der europäischen Wirtschaft ist offensichtlich – der weitgehend

fehlende Sozialstaat ist übrigens einer der wichtigsten Wachstumsfaktoren der derzeit dynamischsten Wirtschaften, wie China oder Indien. Ein anderer wichtiger „weicher“ Faktor wird oft übersehen: der negative Einfluss der sozialen Sicherheit auf die Dynamik, Energie, auf den Willen, den eine Gesellschaft aufbringt, um Wohlstand zu erlangen.

Wenn wir die Idee des Wohlfahrtsstaates nicht fallen lassen und die Praxis des Sozialstaates nicht grundlegend revidieren, werden wir immer mehr umverteilen müssen und dadurch zunehmend unsere Leistungsträger verlieren. Wir werden gleichzeitig weniger Geld für Bildung und Kultur haben, da wir uns als Gesellschaft auf der Bedürfnispyramide nach unten bewegen werden, hin zur Befriedigung der Grundbedürfnisse, wie Essen, Wohnen, Gesundheit oder Sicherheit. Dies hätte also außer der offensichtlichen Verlangsamung des Wirtschaftswachstums einen direkten Einfluss auf unsere Kultur.

Abbau des Sozialstaates ist ein vermintes Gelände – kaum jemand wagt sich darauf. Wenn aber die Politiker keinen Mut haben, die simplen Folgen der messbaren Realität beim Namen zu nennen, sollen es vielleicht Menschen tun, denen die Vitalität Europas und das Fortbestehen europäischer Kultur am Herzen liegt. Da die Verteidiger des derzeitigen Umverteilungsniveaus eine riesige moralische Keule schwenken und die Ökonomen nur rational argumentieren können, brauchen die Reformer auch ideelle Argumente (das Wort *Waffen* wäre angebrachter, weil es sicher eine „kriegerische“ Auseinandersetzung sein wird): Es geht hier nicht um weniger, als um die Erhaltung unserer europäischen Zivilisation und Kultur!

Wenn man A sagt, muss man auch E sagen

Es war ein offensichtlicher Fehler, die Erweiterung der Europäischen Gemeinschaft voranzutreiben, ohne sich vorher auf die gemeinsamen Grundsätze und Ziele der Politik zu einigen und gut funktionierende Mechanismen der Entscheidungsfindung zu etablieren. Auch hier war eine Idee stärker als der Verstand. Jetzt wird der Einigungsprozess um Jahre, wenn nicht Jahrzehnte, verzögert. Aber Zivilisationen und Kulturen sterben nicht, weil sie Probleme haben, sondern weil sie keine Kraft und keinen Willen mehr aufbringen, diese Probleme zu lösen. In dieser Beziehung sind Gesellschaften wie Menschen: wenn sie sich aufgeben, gehen sie ein. Der Lebenswille und die Tatkraft sitzen im Kopf und im Herzen. Der Kopf und das Herz einer Gesellschaft ist ihre Kultur, die Ideen und Ideale, die Werte und Überzeugungen, das Gedächtnis und die Neugier, die die Gesellschaft teilt.

Paradoxerweise sind die wachsenden Bedrohungen Europas ihre große Chance, wenn sie dazu führen sollten, dass sich die Europäer ihren grundsätzlichen Problemen stellen, wieder eine Vision und Tatkraft entwickeln. (Sicher wäre die Zustimmung zu Europa und zum gemeinsamen Grundgesetz größer, wenn es eine Grundsatzdiskussion über die gemeinsame Zukunft gäbe. Recht und Regelwerke sind abstrakt. Ideen dagegen gehen dem Menschen nah.) Wir brauchen ein Konsens über die Pfeiler unserer Kultur, über die gemeinsamen Werte und über das Ziel unseres gemeinsamen Weges, bevor sich unsere Bürokraten mit den Details befassen. Und es würde mich überhaupt nicht wundern, wenn dabei die Erhaltung und Stärkung unserer Kultur als ein vorrangiges Ziel der Europäischen Einigung definiert wurde. Europa braucht ein *Wir*-Gefühl. Dieses zu

erreichen, ist durch die vielen Sprachen schwierig, aber wenn es denn gelingen sollte, dann nur wegen der gemeinsamen politischen und wirtschaftlichen Interessen einerseits, aber andererseits auch wegen der Verständigung über die gemeinsamen Werte.

Die Kraft der Ideen

Europa braucht eine zusätzliche Antriebskraft. Geld und Gewinnmaximierung alleine wird uns weiter in die falsche Richtung lenken. Wir als Gemeinschaft brauchen Ziele, Leitbilder, ideelle Vorstellungen und Werte, die uns den Weg weisen. Anziehungskräfte als Antriebskräfte. Ohne Ziel und ohne Wegweiser kann man nämlich gar nicht vorankommen. Interessanterweise handeln Menschen nicht ausschließlich egoistisch, wenn sie an etwas glauben, wenn sie von etwas überzeugt sind. Dieses Feld haben wir als Gemeinschaft weitgehend aufgegeben. Es ist auch nachvollziehbar in Betracht der totalitären Erfahrungen der europäischen Geschichte, der deutschen im Besonderen. Aber aufgegeben, wird dieses Feld der Entropie ausgesetzt.

Man könnte es mit neuen, humanistischen Ideen besetzen: mit der Weiterentwicklung unserer Kultur zum Beispiel oder mit der Rettung unserer Zivilisation. Es sind vor allem Ideen, die Menschen bewegen und Gesellschaften umformen: Religionen beispielsweise (ob direkt oder in der Opposition), Ideologien (wie im 20. Jahrhundert), aber auch Ideen wie die nationale Einigung im Falle Deutschlands oder Souveränität im Falle Indiens; Ideen, wie Aufklärung, wie die Suche nach der Erklärung der Natur im 18. Jahrhundert oder Individualismus im antiken Griechenland. Die heute aufstrebenden Gesellschaften und Kulturen haben solche Ideen. Das Fehlen dieser eine Anziehungskraft ausübenden ideellen Bilder im heutigen Europa hat unseren Selbsterhaltungstrieb geschwächt und ist eine Bedrohung, inneneuropäisch und auf der Weltbühne. Ist das Idealismus, was ich propagiere? Ich denke nicht. Es ist pragmatisch. Und realisierbar dazu, vorausgesetzt, dass die kulturellen Eliten unseres Kontinents eine Debatte über die Kernwerte unserer Kultur führen und danach die Erhaltung und Weiterentwicklung dieser Kultur zu einem Gegenstand der nationalen und europäischen Politik wird. Nur ohne ideologische Brillen, bitte!

Andreas Sternowski

* *Walter Laqueur, Die Letzten Tage von Europa, Propyläen, 2006*



Beeindruckt

Picasso, malen gegen die Zeit

Ausstellung in der Albertina in Wien und in K20 in Düsseldorf

Die Ausstellung „Picasso, malen gegen die Zeit“ (bis zum 7.01. in der Albertina in Wien, vom 3.02. bis zum 28.05.2007 in der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, K20 in Düsseldorf) zeigt knappe 200 Zeichnungen, Radierungen und Ölbilder aus der letzten Schaffensperiode

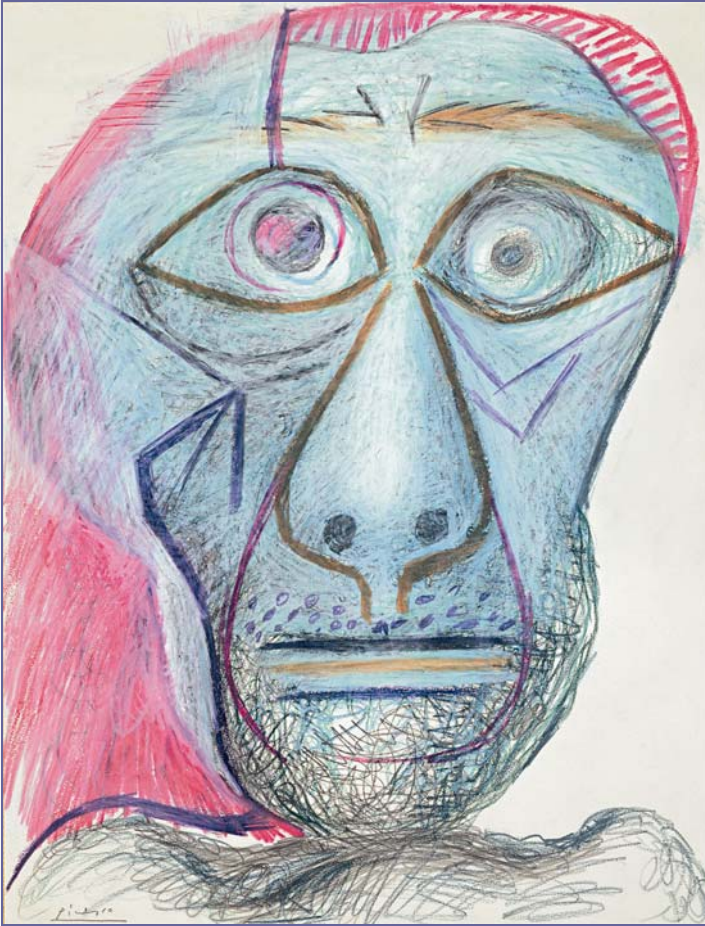
des Malers, als er sich 1961 in ein Haus in Mougins, in der Nähe von Cannes, zurückzog. Pablo Picasso war damals 80 Jahre alt. Bis zu seinem Tod 1973 malte und skizzierte er dort Tausende von Bildern. Eine unvorstellbare Schaffenswut eines alten Mannes. Mehrere Bilder täglich, Tag für Tag. Er dachte sich einen Arbeitsrhythmus aus, nachdem er sich nur eine bestimmte Zeit für ein Werk zuwies unabhängig davon, ob es eine kleine Graphik war oder eine großformatige Leinwand.

Können in einem solchen Rhythmus gute Bilder entstehen? Die Antwort der zeitgenössischen Kritik war vernichtend. Die Meinungen schwankten zwischen Handgelenkgymnastik und Wirkungslosigkeit. Erst seit den 80er Jahren erheben sich Stimmen, die die Bedeutung und die künstlerische Eigenständigkeit dieser Schaffensperiode hervorheben. Was man diesen Bildern zugestehen muss, ist ihre Originalität. Wieder einmal - Picasso hat sich wie kein anderer Maler immer wieder neu erfunden: Er spielte mit einer bestimmten Ästhetik nur einige Zeit lang und entdeckte dann, wie selbstverständlich, für sich und für die Kunst eine neue.

Wenn man sich die einzelnen Werke in der Ausstellung anschaut, müssen sie inflationär, im besten Fall kurzatmig, erscheinen. Aber genau so sind sie auch gedacht: kurzatmig. Picasso hatte nicht die einzelnen Werke im Auge. Er betrachtete das Malen als einen kreativen Prozess. Nicht erst nach 1961, aber in den letzten elf Jahren seines Lebens wurde dieses Verständnis der Kreativität zum alles dominierenden Faktor. Das einzelne Bild wurde zu einem Wort (oft aus einigen wenigen Zeichen bestehend) in einem langen künstlerischen Monolog. Er malte so viel nicht, weil er das vollkommene Kunstwerk anstrebte, sondern weil er die Unmittelbarkeit des Malens suchte. Deswegen wäre die interessanteste Ausstellung über die Mougins-Periode eine, die ein Thema oder einige wenige Motive durch die Ansammlung von allen dazugehörigen Bildern zeigen würde. Durch eine solche Deklination könnte man Picassos Spätwerk nicht nur als Schnappschüsse, sondern als einen kreativen Prozess, präsentieren. In der Albertina-Ausstellung ist das nur ansatzweise möglich (mit mehreren Graphiken der Suite 156 oder mit den drei Familienporträts).

Was allerdings relativ gut sichtbar wird, ist die schmerzhaft Beschäftigung Picassos mit dem Altern und dem sich nähernden Tod. Am eindrucksvollsten am Beispiel seines Selbstporträts (*Kopf, 30. Juni 1972*).

Diese Kreidezeichnung entstand wenige Monate vor dem Tod des Malers, als er fast schon 91 war. Er schaut aus diesem Bild mit großen Augen, aus einem abgemagerten, unrasierten Gesicht, das an einen Totenkopf erinnert. In allen Bildern dieser Ausstellung ahnen wir die Last des Alterns, die Beschäftigung mit dem Verfall des Körpers, mit der gelähmten Sexualität, allerdings schleicht sich der Künstler mit seinen unzähligen Variationen um den Tod herum, versucht ihn mit dem Bilderschwall zu verschütten. Aber mit diesem Portrait schaut er ihm direkt in die Augen. Hier können wir alles sehen: die Angst, den Schmerz, den Kampf und das keimende Einverständnis. Nur keine Resignation.

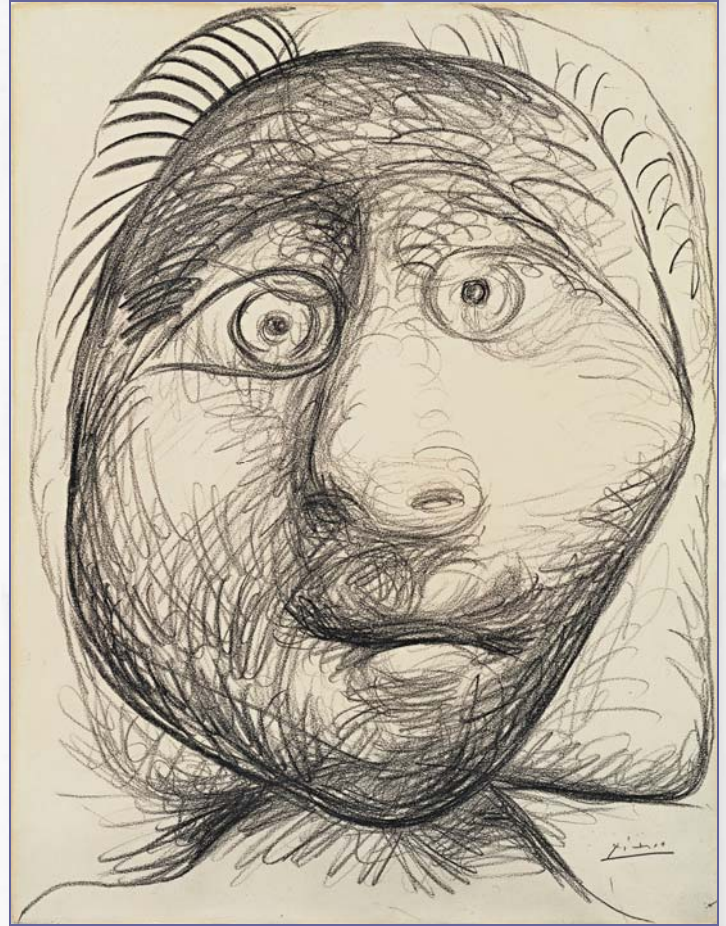


Kopf (Selbstporträt), 30. Juni 1972
Schwarze und farbige Kreiden, auf Papier, 65,7 x 50,5 cm
© Succession Picasso/VBK, Wien, 2006
Privatsammlung, Courtesy Fuji Television Gallery

In Wien hing das Bild links von der Tür aus dem letzten Ausstellungsraum. Rechts von ihr platzierte man einen Frauenkopf, einer deutlich jüngeren Frau (*Kopf, 5. Juli 1972*). (Ein fast identisches Portrait im Musée Picasso in Paris ist mit „Männerkopf“ beschriftet. Die Titel stammen allerdings nicht vom Künstler selbst.) Die damalige Frau Picassos, Jacqueline Roque, war 46 Jahre jünger als er. Ob es die Absicht des Ausstellungsmachers war, weiß ich nicht, aber als ich aus dem Raum ging, fiel mir der Kontrast zwischen den beiden Gesichtern auf: er, von der Todesangst erfasst, sie, noch voller Leben, sorglos, neugierig blickend, in der Mitte ihres Lebensweges. Diese Gegenüberstellung hat die Aussagekraft des Selbstporträts noch zusätzlich verstärkt.

Dieses Bild, auf der Zielgerade des elf Jahre dauernden Rennens Picassos gegen den Tod gemalt, hat mich ergriffen. Wer als Sieger aus diesem Rennen hervorging, ist bekannt.

A.S.



Kopf, 5. Juli 1972
Bleistift auf Papier, 65,7 x 50,5 cm
© Succession Picasso/VBK, Wien, 2006
Privatsammlung, Courtesy Blondeau & Associés



Nacht für Nacht

Anonym

Gedicht

Alles wird neu wenn ich dich mit Gedanken überschütte
Ich finde dich immer wieder
Ich finde dich in der Stille und im Nichts
Wenn das Schwarz am Fenster meine Kerzen heller
brennen lässt
Suchen meine Sinne deine Nähe
Ich kann die Ferne täuschen, ich kann sie verlieren und
doch...
Fordert sie mich heraus
Als ob sie wirklich ist, als ob sie genau wie ich das
Widerstehen sucht

Auch wenn ich die Dunkelheit zum Tage mache
Auch wenn ich mich so sehr halte
Mit schmerzenden Fingern am Abgrund der Nacht
Mich so fest halte... du gehst doch, irgendwann
Was ich will, das ist nicht wahr
Was Wahrheit schafft, ist nur der Schmerz
Die Wahrheit schafft sich ihre Gegner selbst
Lieber träume ich mein ganzes Dasein süß
Von der Lüge, die dich hält

Niemals will ich, niemals werd` ich
Das Leben vorziehen
Solange du in meinen Gedanken wartest
Nur kurz zu Besuch, ein seltener Gast

Voller Tapferkeit ersehne ich den Moment
Den Moment in dem die Sonne endlich müde wird
Ewig würde ich warten, nur um mich von deiner Seele
berühren zu lassen
Doch ewig währt nichts, nicht einmal der längste Kampf
Irgendwann besiegen die Schatten die Wärme des Tages,
die an mir vorüber geht
So als wäre nichts gewesen
Irgendwann kommt sie doch, die Finsternis
Und so sicher wie nichts auf dieser Welt bringt sie deinen
Traum mit sich
Den ich selig vor Glück in meinen Armen festhalte
Auf das er nie wieder gehe

Wie könnte ich anders, als Nacht für Nacht auf dich warten
Diesen Fluch liebe ich zu sehr, als ihn zu hassen
Müde übergehe ich hoffnungsvoll jeden Sinn
Dem Ende näher als dem Leben
Meine Sehnsucht ist jedes Mal ein kleiner Tod
Doch wenn Sterben so schön ist, habe ich keine Angst

Wissend von der Illusion
Wissend von der Macht, die sie über mich hat
Trotzdem
Süchtig nach deinen Träumen

Dieser Text wurde anonym an den Rock Poems Wettbewerb in 2005 zugesandt.



Tipp

Film: *Babel*

Regie: Alejandro González Iñárritu

Bisweilen kommen wir uns stark und unbesiegbar vor, in unseren Häusern, Büros, in unseren Autos, in unserer gut organisierten Welt mit ihren Spezialisten für jedes Problem. Wir sind zwar noch sterblich, aber wir arbeiten dran. Doch der Schein trügt. Jeder von uns ist zu jedem Zeitpunkt nur einen Schritt vom Tod, vom Schmerz oder vom Zusammenbruch entfernt. Wir sind zerbrechlich, können verletzt werden: vom Schicksal, von anderen Menschen oder sogar von uns selbst.



© TOBIS Film

Der Film von Alejandro González Iñárritu führt uns genau das vor, in einem eindringlichen Panoramabild. Zwei Jungen spielen mit einem Gewehr und treffen dabei eine Touristin. Eine Kinderfrau hat niemanden, mit dem sie die Kinder lassen kann, und nimmt sie deswegen mit zur Hochzeit ihres Sohnes. Ein Teenager fühlt sich nach dem Selbstmord seiner Mutter verlassen und sehnt sich nach menschlicher Wärme. Sie alle glauben einen festen Boden unter den Füßen zu haben, bis sie merken müssen, dass sie gerade über einen Abgrund balancieren. Absichtlich zeigt uns der Regisseur Menschen verschiedenen Alters, in verschiedenen Winkeln der Welt, mit verschiedenem sozialen Status und verknüpft sie mit einem unsichtbaren Faden der Moiren. Er lässt uns damit keine Nische, in der wir uns verstecken könnten, um aus der sicheren Distanz das Geschehen zu beobachten.



© TOBIS Film

Babel besteht aus vier parallel verlaufenden Handlungen, die zwar ineinander greifen, aber unabhängig voneinander erzählt werden. Es wird uns nicht alles erklärt: es werden Briefe geschrieben, die uns niemand vorliest, und Menschen kommen sich nah, ohne dass wir wissen, was sie eigentlich verbindet. Es wird zwar genau gezeigt, was passiert, aber die Lebensgeschichten der Protagonisten und Gefühle, die sie bewegen, werden nur angedeutet. Immer wieder erkennen wir mehrere Möglichkeiten, wie die Handlung weiter gehen könnte. Nicht immer kommt das Schlimmste – so wie im echten Leben. Aber wir spüren dadurch den Zufall, sehen - so zu sagen - das Schicksal bei der Arbeit.



© TOBIS Film

Es ist ein guter Film, gut erzählt (Regiepreis in Cannes) und gut gespielt. Der Titel ist zwar etwas weit hergeholt, lässt uns aber vielleicht nach dem Verlassen des Kinosaals darüber nachdenken, was eigentlich das Verständnis unter Menschen (ob sie sich nahe stehen oder sich nur zufällig begegnen) so schwierig macht: verschiedene Sprachen alleine sind es nämlich nicht.

A.S.

**Kunst
& Wort**

Redaktion

Verlosung

Kunst & Wort sucht noch den Weg zu ihrem Publikum. Helfen Sie uns dabei. Schicken Sie uns den Namen und die E-Mail-Adresse eines Bekannten, den *Kunst & Wort* interessieren könnte. Unter den Einsendungen verlosen wir immer wieder interessante Kataloge, von Autoren signierte Bücher und CDs. Vergessen Sie nicht, Ihren Namen und Ihre Adresse anzugeben.

Impressum:

Kunst & Wort, Texte über Kunst und Kultur, eine unabhängige Kulturzeitschrift
Herausgeber: Andreas Sternowski

Adresse: Kunst & Wort
Postfach 20 05 28
D-40103 Düsseldorf
Deutschland

E-Mail: Redaktion@kunst-und-wort.de
www.kunst-und-wort.de

Beiträge bitte in elektronischer Form einsenden
Kostenloses Abonnement unter: www.kunst-und-wort.de
Text- und Grafikpublikation nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers und mit Angabe der Quelle